

LUCY GASSER
ANNA VON RATH

MACHT SPRACHE

EIN MANIFEST FÜR
MEHR GERECHTIGKEIT

ullstein 

Lucy Gasser, Anna von Rath

Macht Sprache

Anna von Rath und Lucy Gasser haben ausgehend von ihrer Erfahrung als Übersetzerinnen, Herausgeberinnen eines bilingualen Online-Magazins und der Entwicklung eines Übersetzungstools für diskriminierungskritische Sprache ein Manifest verfasst: In *Macht Sprache* laden sie ihre Leser*innen ein, viele Aspekte des Sprechens, sowohl im Privaten als auch in öffentlichen Debatten, kritisch zu hinterfragen und neue Strategien kennenzulernen. Dabei geht es von Themen wie Gendern, sprachlich reproduziertem Rassismus und dem Sprechen mit und über Menschen mit Behinderung zu problematischen Metaphern, Humor oder die Sprache der künstlichen Intelligenz. Lucy Gasser und Anna von Rath regen anhand eingängiger Beispiele zur Neuaushandlung des sprachlichen Miteinanders an. Sie bieten konstruktive Vorschläge, wie wir als Mitglieder dieser Gesellschaft im Gespräch bleiben können – dabei ist auch Pragmatismus erlaubt. *Macht Sprache* ist ein Buch, das uns alle betrifft.

Lucy Gasser, Anna von Rath

MACHT SPRACHE

**EIN MANIFEST
FÜR MEHR GERECHTIGKEIT**

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Ein Buch der Ullstein-Reihe *Wie wir leben wollen*,
herausgegeben von Silvie Horch



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C021394

Ullstein ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH

1. Auflage 2024

ISBN: 978-3-550-20291-9

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2024

Covergestaltung: Marion Blomeyer, Lowlypaper, München

Autorinnenfoto: © Michelle Rue

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Gesetzt aus der FreightText Pro

Satz: Arnold & Domnick GbR, Leipzig

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

Manifest, das

Substantiv

Dokument, das den unzulänglichen Status quo kritisiert und darauf abzielt, Veränderung in der Welt herbeizuführen

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT	9
TEIL 1 STEINIGES TERRAIN	21
1 Positionierung	22
2 Privilegien	38
3 Macht	51
TEIL 2 AUSGANGSPUNKTE	67
4 Sprachliche Entscheidungen sind politisch	68
5 Demut praktizieren	79
6 Umgang mit verletzender Sprache	87
TEIL 3 MÖGLICHE WEGE	101
7 Kollaborative Wissensproduktion	102
8 Künstliche und menschliche Intelligenz	120
9 Veränderung und Unvollständigkeit	129
10 Pragmatische und praxisorientierte Entscheidungen	141
11 Kontextabhängigkeit	154
12 Metaphern – Gefahren, Grenzen, Schönheit	164
13 Ein bisschen Humor muss sein	179
14 Monolingualism is dead	189
15 Verschiedene Schreib- und Sprechweisen	201
16 Gespräche führen / Kreative Ansätze	214
Danksagung	228
QUELLEN	229

Inhaltliche Anmerkung:

In diesem Buch geht es um Sprache und Diskriminierung. Wir erklären viele diskriminierende Mechanismen, die hinter einzelnen Begriffen stehen. Dabei werden einige dieser Wörter wiederholt. Wir haben uns bemüht, das Nennen von verletzenden Begriffen so gering wie möglich zu halten. In vielen Fällen haben wir betreffende Ausdrücke entweder abgekürzt oder durchgestrichen, um anzuzeigen, dass sie problematisch sind. Dennoch bitten wir alle Leser*innen, auf sich selbst zu achten.

VORWORT

*Wir sitzen mit der Familie am Tisch und essen. Eins der Kinder hat die neueste Ausgabe von Jim Knopf und die Wilde 13 geschenkt bekommen. »Kein N-Wort mehr auf Lummerland«, freut sich ein*e Cousin*e.¹ Ich möchte gerade ergänzen, dass stereotype Beschreibungen insgesamt reduziert wurden, als einige Verwandte rufen: »Da hat die Sprachpolizei mal wieder durchgegriffen.« Und: »Das ist doch Zensur!« Plötzlich reden alle durcheinander. Die Stimmung kippt. Ich versuche, die Argumente für sprachliche Anpassungen in Kinderbüchern in meinem Kopf zu sortieren und mich konstruktiv ins Gespräch einzubringen. Doch immer wieder fällt mir irgendwer ins Wort. Und ich falle ihnen ins Wort. Wir werden laut, reden aufeinander ein und aneinander vorbei, bis meine Eltern den Nachtschisch holen und das Thema gewechselt wird. Eine gewisse Unzufriedenheit bleibt in der Luft.*

Das Meeting beginnt, und ein Mann hält einen ausführlichen Monolog. Wie er spricht, trägt dazu bei, dass er ernst genommen wird. Der Bariton seiner Stimme, seine Worte und sein Akzent werden geschätzt und als richtig empfunden. Was er sagt, ist gar nicht so wichtig. Wie er es sagt, ist ausschlaggebend. Seine Selbstsicherheit lässt die Zuhörenden nicken. Was er sagt, ergibt eigentlich keinen Sinn. Es ist Quatsch. Ich sollte darauf hinweisen. Aber wie? Wenn ich spreche, fallen

mir nicht immer sofort die richtigen Worte ein, und deshalb werde ich für inkompetent gehalten. Ich lächle, um meine Kritik abzumildern, was mir als Schwäche ausgelegt wird. Meine Stimme ist ein Sopran, der als schrill gilt. Ich beende meinen Satz mit einem Fragezeichen, um in den Dialog zu gehen, aber meine Intention wird als Unsicherheit gedeutet. Ich weiß, dass ich nicht ernst genommen werde. Am Ende des Meetings kommt der Mann zu demselben Schluss wie ich. Trotzdem denken alle, unser innovativer Plan käme von ihm. Ich werde beauftragt, Dokumente für ihn vorzubereiten, obwohl wir eigentlich gleichrangige Positionen haben.

Wir schreiben dieses Buch zu zweit und haben beide schon mehrfach verschiedene Versionen der zuvor beschriebenen Szenarien erlebt. In sozialen Kontexten, mit der Familie, bei der Arbeit oder mit Freund*innen, haben wir uns schon häufig in Gesprächen wiedergefunden, die in Streit ausarteten, weil die Beteiligten nicht über ein gemeinsames Vokabular für die besprochenen Themen und die dazugehörigen Konzepte verfügten. In solchen Fällen führten die Diskussionen nicht zu einer echten Auseinandersetzung über den Zusammenhang von Sprache und ungerechter Realität. Stattdessen fransten sie meistens irgendwann in diffuse und unvereinbare Richtungen aus und der Eindruck entstand, wir würden über unterschiedliche Dinge reden.

In solchen Situationen kommt es wiederholt dazu, dass uns nicht zugehört wird, wenn wir uns auf eine Art

und Weise ausdrücken, die als weiblich verstanden wird. Wer ernst genommen werden möchte, muss offenbar bestimmte Kriterien erfüllen, und einige davon haben mit der Wortwahl und der Sprechweise zu tun. Diese Kriterien gelten als allgemein bekannt, auch wenn sie selten konkret benannt werden. Sie gelten als universell, auch wenn sie spezifisch sind. Manche dieser Kriterien beziehen sich auf Gender. Andere, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, auf Klasse oder Nationalität. Wir hatten beide das Privileg einer universitären Ausbildung, aber wir haben die Uni oft als befremdlichen Ort wahrgenommen, weil wir nicht mit den vorausgesetzten Verhaltensweisen inklusive eines bestimmten Vokabulars aufgewachsen sind. Wir saßen in Seminarräumen, in denen Kommiliton*innen Begriffe, Konzepte und Namen von Theoretiker*innen erwähnten, die nichts mit den Texten, die wir für die Lehrveranstaltungen lesen sollten, zu tun hatten. Manchmal, aber nicht immer, kam uns ein Name vage bekannt vor, aber wir hätten kein Zitat oder ausformuliertes Argument anbringen können. Obwohl wir vorbereitet ins Seminar kamen, schienen viele andere, passendere Voraussetzungen zu haben – oder sie waren zumindest in der Lage, so zu tun.

Für eine von uns ist Deutsch eine Zweitsprache, die oft wenig einladend ist. Termine bei Ärzt*innen oder Behörden vermitteln den Eindruck, dass Gesprächspartner*innen auf dich herabschauen, wenn du nicht »korrekt« Deutsch sprichst. Wenn du die bürokratische Sprache nicht verstehst, die dir sagt, was du tun sollst, kann die Annahme entstehen, du seist unfähig, den Ins-

truktionen zu folgen. Manchmal reagieren Leute dann herablassend oder sprechen lauter, damit du sie besser verstehst. Beides ist unangenehm. Beides gibt dir das Gefühl, fehl am Platz zu sein.

In anderen Situationen erlebten wir Sprache als wirksames Werkzeug, mit dem wir diskriminierende Strukturen benennen können. Dafür danken wir den Denker*innen, die uns mit nützlichem Vokabular und Konzepten ausgestattet haben. Einen Begriff für etwas zu haben kann ermöglichen, ein Erlebnis nicht mehr als Einzelfall, Ausnahme oder unglücklichen Zufall zu verstehen, sondern als Teil von größeren Strukturen. Ein Beispiel dafür wäre »Manspreading«, um zu beschreiben, dass Männer manchmal überproportional viel Raum einnehmen – wenn sie viel Redezeit für sich beanspruchen, so wie in dem zuvor beschriebenen Meeting, oder physisch, wenn sie breitbeinig in einer U-Bahn sitzen und ohne Rücksicht auf die Person neben ihnen mehr als einen Sitzplatz vereinnahmen. Manspreading ist in einer patriarchalen Gesellschaft keine Seltenheit. Bevor das Phänomen benannt wurde, wirkte es auf diejenigen, denen auf diese Weise Raum genommen wurde, vielleicht wie ein schwammiges Gefühl. Vielleicht stellten sie sich selbst und das Gefühl infrage. Jetzt, wo Manspreading einen Namen hat, kann ein Gespräch darüber entstehen, wie unterschiedlich sich Menschen verschiedener Geschlechter im öffentlichen Raum bewegen (können).

Wir haben Sprache im Verlauf unseres Lebens manchmal als ausschließend empfunden. In anderen Fällen hat